

dtv

Zwei Schwestern, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, erleben den sozialen Abstieg der Familie nach dem Tod ihres Vaters auf gegensätzliche Weise. Für die rationale Elinor bedeutet er die Trennung von ihrer großen Liebe, dem reichen Erben Edward Ferrars, die sie stoisch erträgt. Ihrer impulsiven Schwester Marianne dagegen begegnet gerade in diesem Moment das Glück in Gestalt des attraktiven jungen Mr. Willoughby. Als der Herzensbrecher sie einer guten Partie wegen sitzen läßt, scheint sich das Schicksal endgültig gegen die Familie gewandt zu haben.

Der Roman, 1811 erstmals erschienen, wurde von Jane Austen bereits im Alter von zwanzig Jahren begonnen. Als großer Überraschungserfolg markierte er den Beginn ihrer schriftstellerischen Karriere.

Jane Austen wurde am 16. Dezember 1775 in Steventon/Hampshire als Tochter eines Geistlichen geboren. Sie erhielt eine überdurchschnittlich gute Bildung und begann früh zu schreiben. Schon zu Lebzeiten konnte sie sich als äußerst erfolgreiche Romanschriftstellerin etablieren. Sie heiratete nie und lebte relativ zurückgezogen. Jane Austen starb nach schwerer Krankheit am 18. Juli 1817 in Winchester im Alter von nur 41 Jahren.

Jane Austen

Verstand und Gefühl

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Helga Schulz

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jane Austen
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Stolz und Vorurteil (12350, 19103 und 14160)
Die Watsons (12541)
Sanditon (12666)
Mansfield Park (12956)
Emma (13357 und 14162)
Anne Elliot (13901)
Northanger Abbey (14013)

Titel der Originalausgabe:
›Sense and Sensibility‹ (1811)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Vollständige Ausgabe 2000
8. Auflage 2014
© 2000 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes
›Der Besuch‹ (1843–46) von Adolph Menzel
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Bembo 10/12 (QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12747-9

KAPITEL I

Die Familie Dashwood war schon seit langem in Sussex ansässig. Die Größe ihres Besitztums war beträchtlich, und ihr Wohnsitz befand sich im Norland Park, in der Mitte ihres Gutes, wo sie seit vielen Generationen ein so achtbares Leben geführt hatten, daß sie im Bekanntenkreis ihrer Umgebung in hohem Ansehen standen. Der vorige Besitzer dieses Gutes war ein unverheirateter Mann, der ein sehr hohes Alter erreichte und während vieler Jahre seines Lebens in seiner Schwester eine ständige Gefährtin und Haushälterin gefunden hatte. Doch ihr Tod, der zehn Jahre vor seinem eigenen eintrat, brachte eine große Veränderung in seinem Haus mit sich; denn als Ersatz für ihren Verlust lud er die Familie seines Neffen, Mr. Henry Dashwoods – des rechtmäßigen Erben von Norland und der Person, der er es auch zu vermachen beabsichtigte – ein und nahm sie bei sich auf. In der Gesellschaft seines Neffen und seiner Nichte und deren Kinder hatte der alte Herr ein angenehmes Leben, und er faßte eine noch größere Zuneigung zu ihnen allen. Die ständige Aufmerksamkeit, die Mr. und Mrs. Henry Dashwood seinen Wünschen entgegenbrachten und die nicht allein der Wahrung ihrer eigenen Interessen entsprang, sondern ihrer Herzengüte, verschafften ihm das volle Maß an solider Behaglichkeit, das seinem Alter gemäß war; und die Fröhlichkeit der Kinder erhöhte die Freude an seinem Dasein.

Aus einer früheren Heirat hatte Mr. Henry Dashwood einen Sohn und von seiner jetzigen Gattin drei Töchter. Der Sohn, ein ordentlicher, achtbarer junger Mann, war reichlich versorgt durch das Vermögen seiner Mutter, das beträchtlich gewesen war und von dem ihm die Hälfte bei Erreichen seiner

Volljährigkeit zufiel. Außerdem vermehrte er seinen Reichtum noch durch seine eigene Heirat bald nach diesem Ereignis. Die Nachfolge von Norland anzutreten war deshalb für ihn nicht wirklich von solcher Bedeutung wie für seine Schwestern; denn deren Vermögen konnte – unabhängig davon, was ihnen zufallen mochte, wenn ihr Vater dieses Besitztum erbte – nur sehr gering sein. Ihre Mutter besaß nichts, und der Vater hatte lediglich siebentausend Pfund zu seiner Verfügung; denn die verbleibende Hälfte des Vermögens seiner ersten Frau war ebenfalls ihrem Sohn vorbehalten, und Henry Dashwood hatte nur den lebenslänglichen Nießbrauch davon.

Der alte Herr starb; sein Testament wurde verlesen, und wie es nahezu bei jedem Testament ist, brachte es ebensoviel Enttäuschung wie Freude mit sich. Er war weder so ungerrecht noch so undankbar, sein Besitztum seinem Neffen vorzuenthalten, doch hinterließ er es ihm zu Bedingungen, die die Hälfte des Wertes seines Erbes zunichte machten. Mr. Dashwood hatte es sich mehr um seiner Frau und seiner Töchter willen gewünscht als für sich selbst oder für seinen Sohn; doch war es für seinen Sohn und den Sohn seines Sohnes, einem Kind von vier Jahren, in einer Weise festgelegt worden, die ihm keine Befugnis gab, durch Belastung des Besitztums oder den Verkauf eines Teiles seiner wertvollen Wälder für diejenigen Vorsorge zu treffen, die ihm so teuer waren und die der Versorgung am meisten bedurften. Das Ganze war zugunsten des Kindes festgelegt, das bei gelegentlichen Besuchen mit seinem Vater und seiner Mutter in Norland so weit die Zuneigung seines Onkels durch Reize gewonnen hatte, wie sie bei einem Kind von drei oder vier Jahren keineswegs ungewöhnlich sind – unvollkommene Aussprache, das dringende Verlangen, seinen Willen durchzusetzen, viele spitzbübische Streiche und eine Menge Lärm –, daß diese schließlich das ganze Gewicht all der Aufmerksamkeit überwogen, die er jahrelang von seiner Nichte und ihren Töchtern empfangen hatte. Er wollte jedoch nicht herzlos sein, und als Zeichen seiner Zuneigung zu den drei Mädchen hinterließ er jedem von ihnen tausend Pfund.

Mr. Dashwood war zu Anfang tief enttäuscht, aber er hatte ein heiteres, optimistisches Gemüt, und er konnte berechtigterweise hoffen, noch viele Jahre zu leben und bei einem sparsamen Leben eine beträchtliche Summe von den Erzeugnissen eines bereits großen und beinahe unverzüglich erweiterungsfähigen Gutes beiseite zu legen. Doch dieses Glück, das sich so spät eingestellt hatte, war ihm nur ein Jahr beschieden. Länger überlebte er seinen Onkel nicht; und zehntausend Pfund, einschließlich der letzten Hinterlassenschaften, war alles, was seiner Witwe und seinen Töchtern blieb.

Sobald man wußte, wie es um ihn stand, schickte man nach seinem Sohn, und ihm vertraute Mr. Dashwood mit der ganzen Kraft und Dringlichkeit, über die Krankheit gebieten kann, die Interessen seiner Stiefmutter und seiner Schwestern an.

Mr. John Dashwood war nicht mit so starken Gefühlen gesegnet wie die übrige Familie; doch war er durch die Fürsprache von solcher Art zu einer solchen Zeit berührt, und er versprach, alles zu tun, was in seiner Macht lag, um ihnen ein sorgenfreies Leben zu verschaffen. Sein Vater war erleichtert durch diese Versicherung, und Mr. John Dashwood konnte dann nach Belieben überlegen, wieviel für sie zu tun vernünftigerweise in seiner Macht liegen mochte.

Er war kein junger Mann von schlechtem Charakter, es sei denn, man wollte ihn schon aufgrund von ein wenig Kältherzigkeit und Selbstsucht so nennen; doch er war im allgemeinen wohlgeachtet, denn er erfüllte mit Anstand seine alltäglichen Pflichten. Hätte er eine liebenswürdigere Frau geheiratet, hätte ihn das vielleicht noch achtbarer gemacht, und vielleicht wäre er sogar selbst liebenswürdig geworden; denn er war noch sehr jung, als er heiratete, und er liebte seine Frau sehr. Doch Mrs. John Dashwood war ein entschiedenes Zerrbild seiner selbst – sie war noch engstirniger und selbstsüchtiger.

Als er seinem Vater das Versprechen gab, erwog er in seinem Innern, das Vermögen seiner Schwestern durch ein Geschenk von eintausend Pfund für jede von ihnen zu vermehren. Er fühlte sich zu der Zeit wirklich imstande dazu. Die Aussicht

auf viertausend Pfund im Jahr zusätzlich zu seinem gegenwärtigen Einkommen, neben der verbleibenden Hälfte des Vermögens seiner eigenen Mutter, erwärmte ihm das Herz und ließ ihn an seinen Edelmut glauben. Ja, er würde ihnen dreitausend Pfund geben; das wäre großzügig und nobel! Es wäre genug, um sie vollkommen sorgenfrei zu machen. Dreitausend Pfund! Er könnte eine so beträchtliche Summe ohne viel Schwierigkeiten erübrigen. Er dachte den ganzen Tag daran, und noch viele weitere Tage danach, und er bereute es nicht.

Kaum war das Begräbnis seines Vaters vorüber, als Mrs. John Dashwood auch schon, ohne ihre Schwiegermutter vorher von ihrer Absicht zu unterrichten, mit ihrem Kind und ihrer Dienerschaft erschien. Niemand konnte ihnen das Recht bestreiten, dorthin zu kommen; das Haus war vom Augenblick des Todes seines Vaters an das Eigentum ihres Gatten; doch um so größer war die Taktlosigkeit ihres Verhaltens, und jeder Frau in Mrs. Dashwoods Lage hätte dies, wenn sie auch nur von gewöhnlicher Empfindsamkeit war, höchst unangenehm sein müssen; sie aber besaß ein so starkes Ehrgefühl und eine so romantische Großmütigkeit, daß jede Kränkung dieser Art, wer immer sie auch zufügte oder empfing, für sie eine Quelle unerschütterlichen Abscheus war. Mrs. John Dashwood war bei niemand in der Familie ihres Gatten jemals beliebt gewesen; aber sie hatte bis dahin keine Gelegenheit gehabt, ihnen zu zeigen, mit wie wenig Aufmerksamkeit für das Wohlergehen anderer Leute sie handeln konnte, wenn es der Anlaß erforderte.

So tief empfand Mrs. Dashwood dieses unfreundliche Verhalten ihrer Schwiegertochter und so ernstlich verachtete sie diese dafür, daß sie bei ihrer Ankunft das Haus für immer verlassen hätte, wäre sie nicht durch die dringende Bitte ihrer ältesten Tochter veranlaßt worden, doch erst einmal die Schicklichkeit eines solchen Fortgehens zu bedenken; und so bestimmte ihre zärtliche Liebe zu all ihren drei Kindern sie schließlich, zu bleiben und um ihretwillen einen Bruch mit deren Bruder zu vermeiden.

Elinor, die älteste Tochter, deren Rat so wirksam war, be-

saß einen klugen Verstand und ein besonnenes Urteilsvermögen, die sie befähigten, obgleich sie erst neunzehn Jahre alt war, die Ratgeberin ihrer Mutter zu sein, und die es ihr häufig zu ihrer aller Nutzen ermöglichten, der Ungeduld Mrs. Dashwoods entgegenzuwirken, die meistens eine Unklugheit herbeigeführt haben würde. Sie besaß ein treffliches Herz, ein liebevolles Wesen und war starker Gefühle fähig, die sie jedoch zu beherrschen wußte; und das war etwas, was ihre Mutter nie gelernt hatte – und was eine ihrer Schwestern beschlossen hatte, sich niemals beibringen zu lassen.

Mariannes Fähigkeiten glichen denen Elinors in vieler Hinsicht. Sie war vernünftig und klug, doch in allen Dingen ungestüm; in ihrem Kummer und ihrer Freude konnte es keine Mäßigung geben. Sie war großmütig, liebenswürdig und anziehend, doch war sie alles andere als umsichtig. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war auffallend groß.

Elinor sah dieses Übermaß an Empfindsamkeit bei ihrer Schwester mit Besorgnis, doch Mrs. Dashwood schätzte und liebte es. Sie bestärkten sich jetzt gegenseitig in der Heftigkeit ihres Kummers. Der unsagbare Schmerz, der sie anfangs überwältigte, wurde vorsätzlich wiederbelebt, wurde gesucht und immer wieder neu entfacht. Sie gaben sich ganz und gar ihrem Kummer hin und suchten bei jeder Betrachtung, die dazu Anlaß bot, ihr Elend zu vergrößern, und wehrten sich gegen den Gedanken, jemals in Zukunft Trost zuzulassen. Elinor war ebenfalls tief betrübt, aber dennoch konnte sie kämpfen, konnte ihr Bestes tun. Sie konnte sich mit ihrem Bruder beraten, konnte ihre Schwägerin bei ihrer Ankunft empfangen und sie mit angemessener Aufmerksamkeit behandeln; und sie konnte sich bemühen, ihre Mutter zu gleicher Anstrengung zu bewegen und sie zu gleicher Nachsicht zu ermuntern.

Margaret, die andere Schwester, war ein heiteres und freundliches Mädchen; doch da sie sich bereits ein gutes Teil von Mariannes schwärmerischer Art zu eigen gemacht hatte, ohne jedoch viel von deren Verstand zu besitzen, versprach sie mit ihren dreizehn Jahren noch nicht später im Leben ihren Schwestern zu gleichen.

KAPITEL 2

Mrs. John Dashwood ließ sich nun als Herrin in Norland nieder; und ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen wurden zu Besuchern herabgewürdigt. Als solche wurden sie jedoch von ihr mit ruhiger Höflichkeit behandelt und von ihrem Gatten mit soviel Freundlichkeit, wie er sie – abgesehen von sich selbst, seiner Frau und seinem Kind – gegen jedermann sonst aufzubringen imstande war. Er drängte sie in der That mit einer gewissen Ernsthaftigkeit, Norland als ihr Heim zu betrachten; und da Mrs. Dashwood kein Plan so annehmbar erschien, wie der, dort zu bleiben, bis sie in der Nachbarschaft ein Haus für sich finden würde, wurde die Einladung akzeptiert.

Ein Verbleiben an dem Ort, wo alles sie an frühere Freuden erinnerte, war genau das, was ihrem Herzen zusagte. In heiteren Zeiten konnte es kein Gemüt geben, das heiterer war als das ihre und dem in einem höheren Maße diese zuversichtliche Hoffnung auf Glück innewohnte, die das Glück selbst ist. Doch im Kummer wurde sie in gleicher Weise von ihrer Laune fortgerissen, und sie war dann einem Trost ebensowenig zugänglich, wie ihr Frohsinn in guten Zeiten getrübt werden konnte.

Mrs. John Dashwood war keinesfalls mit dem einverstanden, was ihr Gatte für seine Schwestern tun wollte. Dreitausend Pfund dem Vermögen ihres lieben kleinen Jungen zu entziehen, würde ihn in der schrecklichsten Weise verarmen. Sie bat ihn, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Wie konnte er es vor sich selbst verantworten, das Kind, und zudem noch sein einziges, einer so hohen Summe zu berauben? Und welchen Anspruch konnten die Misses Dashwood, die

doch nur Halbgeschwister von ihm waren – was ihrer Meinung nach überhaupt keine Verwandtschaft bedeutete –, denn darauf haben, daß er sich mit einer so hohen Summe derart großzügig zeigte. Man wisse sehr wohl, daß zwischen den Kindern eines Mannes aus verschiedenen Ehen niemals Zuneigung zu erwarten sei; und warum sollte er sich und ihren armen kleinen Harry ruinieren, indem er all sein Geld an seine Halbschwestern fortgab?

»Es war die letzte Bitte meines Vaters an mich«, entgegnete ihr Gatte, »seine Witwe und seine Töchter zu unterstützen.«

»Ich darf wohl behaupten, daß er nicht wußte, was er da sagte; zehn zu eins, daß er zu der Zeit wirr im Kopf war. Wäre er bei Sinnen gewesen, hätte er nicht daran denken können, dich darum zu bitten, deinem eigenen Kind die Hälfte deines Vermögens zu entziehen.«

»Er hat keine bestimmte Summe festgelegt, meine liebe Fanny; er hat mich nur ganz allgemein gebeten, sie zu unterstützen und ihre Lage angenehmer zu machen, als es in seiner Macht lag. Vielleicht wäre es ebensogut gewesen, wenn er es gänzlich mir überlassen hätte. Er konnte kaum annehmen, daß ich nicht für sie sorgen würde. Aber da er mir das Versprechen abforderte, mußte ich es ihm schon geben; zumindest habe ich es damals so gesehen. Das Versprechen wurde also gegeben und muß erfüllt werden. Etwas muß für sie getan werden, sobald sie Norland verlassen und ein neues Haus beziehen.«

»Nun gut, dann *laß* uns etwas für sie tun; aber dieses *Etwas* müssen nicht dreitausend Pfund sein. Überlege bitte«, fügte sie hinzu, »daß das Geld, wenn man sich einmal davon getrennt hat, niemals zurückkommen kann. Deine Schwestern werden heiraten, und es wird für immer weg sein. Wenn es allerdings unserem armen kleinen Jungen jemals wieder zurückgegeben werden könnte . . .«

»Ja, gewiß«, sagte ihr Gatte sehr ernst, »das würde die Sache völlig ändern. Es mag die Zeit kommen, wo Harry bedauert, daß man eine so große Summe fortgegeben hat. Wenn er zum

Beispiel eine zahlreiche Familie haben sollte, wären dreitausend Pfund eine sehr gelegene Aufbesserung.«

»Allerdings.«

»Dann wäre es vielleicht besser für alle, wenn die Summe um die Hälfte verringert würde. Fünfhundert Pfund würden eine gewaltige Erhöhung ihres Vermögens bedeuten.«

»O ja, eine außerordentliche! Welcher Bruder auf der Welt würde auch nur halb soviel für seine Schwestern tun, selbst wenn sie wirklich seine Schwestern wären! Denn wie die Sache steht, sind es ja nur Halbschwestern! – Aber du hast eben eine so großmütige Gesinnung!«

»Ich würde nichts Unwürdiges tun wollen«, erwiderte er. »Man sollte bei solchen Anlässen eher zuviel als zuwenig tun. Zumindes kann dann niemand denken, ich hätte nicht genug für sie getan; sogar sie selber können kaum mehr erwarten.«

»Man kann nie wissen, was *sie* erwarten«, sagte seine Gattin, »aber wir sollten nicht an *ihre* Erwartungen denken; die Frage ist doch, was du dir leisten kannst.«

»Natürlich, und ich denke, ich kann es mir leisten, ihnen jeweils fünfhundert Pfund zu geben. Wie die Sache steht, wird jede von ihnen, ohne eine zusätzliche Summe von mir, beim Tod ihrer Mutter mehr als dreitausend Pfund haben; ein sehr beträchtliches Vermögen für eine jede junge Frau.«

»Gewiß ist es das, und es scheint mir in der Tat, daß sie überhaupt nichts zusätzlich brauchen. Sie werden zehntausend Pfund haben, die unter ihnen zu teilen sind. Wenn sie heiraten, werden sie bestimmt eine gute Partie machen; und wenn das nicht der Fall ist, können sie doch alle zusammen ganz sorgenfrei von den Zinsen der zehntausend Pfund leben.«

»Das ist sehr richtig, und deshalb weiß ich gar nicht, ob es im ganzen gesehen nicht ratsamer wäre, lieber etwas für ihre Mutter zu deren Lebzeiten zu tun als für die Töchter; ich meine, etwas von der Art einer Jahresrente. Meine Schwestern würden ebenso die guten Auswirkungen davon zu spüren bekommen wie sie selbst. Mit zusätzlichen einhundert Pfund im Jahr könnten sie alle sehr gut leben.«

Doch seine Gattin zögerte ein wenig, ihre Zustimmung zu diesem Plan zu geben.

»Sicher«, sagte sie, »ist es besser, als auf einmal fünfzehnhundert Pfund wegzugeben. Aber schließlich, wenn Mrs. Dashwood noch fünfzehn Jahre leben sollte, dann sind wir gewaltig reingefallen.«

»Fünfzehn Jahre! Meine liebe Fanny; sie kann nicht mehr halb so lange leben.«

»Sicherlich nicht; aber wie du beobachten kannst, leben Leute, wenn ihnen irgendeine Jahresrente zu zahlen ist, ewig; und sie ist sehr kräftig und gesund und erst kaum vierzig. Eine Jahresrente ist eine sehr ernste Angelegenheit; sie ist immer wieder zu zahlen, jedes Jahr, und man kann nicht davon freikommen. Dir ist nicht klar, was du tust. Ich habe eine Menge Schwierigkeiten mit Jahresrenten erlebt, denn meine Mutter war durch das Testament meines Vaters mit der Zahlung von drei solchen Renten an ausgediente alte Diensthofen belastet, sie fand das ungemein lästig. Zweimal im Jahr waren diese Renten zu zahlen; und dann war da noch die Schwierigkeit, es ihnen zukommen zu lassen, und dann hieß es, einer von ihnen wäre gestorben, und hinterher stellte es sich heraus, daß es gar nicht stimmte. Meine Mutter hatte das gründlich satt. Ihr Einkommen gehöre ihr nicht mehr bei solchen beständigen Forderungen, sagte sie; und es war um so unfreundlicher von meinem Vater, als das Geld andernfalls meiner Mutter vollständig zur Verfügung gestanden hätte, ohne irgendwelche Einschränkungen. Das hat mir Jahresrenten so verhaßt gemacht, daß ich mich um nichts in der Welt auf die Zahlung einer solchen festlegen würde.«

»Es ist gewiß eine unerfreuliche Sache«, erwiderte Mr. Dashwood, »jedes Jahr einen solchen Aderlaß an seinem Einkommen zu haben. Dein Vermögen ist, wie deine Mutter ganz richtig sagt, dann nicht mehr dein eigen. An die regelmäßige Zahlung einer solchen Summe an jedem Zahltag gebunden zu sein, ist auf keinen Fall wünschenswert; es nimmt einem die Unabhängigkeit.«

»Zweifellos; und letzten Endes erhält man keinen Dank

dafür. Sie glauben sich sicher und meinen, man tue ja nicht mehr, als was sie verlangen können, und es ruft keinerlei Dankbarkeit hervor. An deiner Stelle würde ich, was immer ich täte, ganz nach meinem Belieben handeln. Ich würde mich nicht verpflichten, ihnen irgend etwas jährlich zukommen zu lassen. Es könnte Jahre geben, in denen es sehr ungelogen kommt, hundert oder selbst fünfzig Pfund von unserem eigenen Lebensunterhalt zu erübrigen.«

»Ich glaube, du hast recht, meine Liebe; es wird besser sein, hier nicht an eine Jahresrente zu denken; was immer ich ihnen gelegentlich geben mag, wird eine weit bessere Unterstützung sein als eine feste jährliche Zuwendung. Denn wenn sie sich eines höheren Einkommens sicher wären, würde das nur auf einen großzügigeren Lebensstil hinauslaufen; und am Ende des Jahres wären sie nicht um einen Sixpence reicher. Das wird gewiß das allerbeste sein. Ein Geschenk von fünfzig Pfund ab und an wird verhindern, daß sie in Geldnot sind, und das würde, denke ich, vollauf das Versprechen gegenüber meinem Vater erfüllen.«

»Ganz bestimmt wird es das. In der Tat bin ich, um die Wahrheit zu sagen, selbst fest überzeugt, daß dein Vater gar nicht meinte, du solltest ihnen überhaupt Geld geben. Ich möchte behaupten, die Unterstützung, an die er dachte, war nur von der Art, wie sie vernünftigerweise von dir erwartet werden konnte: zum Beispiel Ausschau halten nach einem komfortablen kleinen Haus für sie, ihnen helfen, ihre Sachen zu befördern und ihnen in der Saison Geschenke an Fisch, Wild und dergleichen zu schicken. Ich wette mein Leben, daß er an nichts weiter gedacht hat; wirklich, alles andere wäre doch höchst seltsam und unvernünftig. Überlege nur, mein lieber Dashwood, wie außerordentlich gut deine Stiefmutter und ihre Töchter von den Zinsen ihrer siebentausend Pfund leben können – und dann sind da noch die eintausend Pfund, die jedes der Mädchen besitzt und die jedem von ihnen fünfzig Pfund im Jahr einbringen; natürlich werden sie ihrer Mutter davon ihre Beköstigung bezahlen. Insgesamt werden sie zusammen fünfhundert Pfund im Jahr haben, und

was in aller Welt können sich vier Frauen mehr wünschen? Sie werden so billig leben! Ihre Haushaltung wird sie so gut wie nichts kosten. Sie werden keine Kutsche, keine Pferde und kaum Dienerschaft haben; sie werden keine Bekanntschaften pflegen und können keine Nebenausgaben irgendwelcher Art haben! Denk dir nur, wie wohlversorgt sie sein werden! Fünfhundert im Jahr! Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sie auch nur die Hälfte davon verbrauchen können; daran zu denken, ihnen noch mehr zu geben, ist völlig absurd. Sie werden viel eher imstande sein, *dir* etwas zu geben.«

»Auf mein Wort«, sagte Mr. Dashwood, »ich glaube, du hast vollkommen recht. Mein Vater konnte mit seiner Bitte an mich nichts weiter meinen als das, was du sagst. Mir ist das jetzt völlig klar, und ich werde meine Verpflichtungen mit solcherart Unterstützung und Gefälligkeiten erfüllen, wie du sie beschrieben hast. Wenn meine Mutter in ein anderes Haus umzieht, werde ich ihr meine Dienste, soweit es mir möglich ist, bereitwillig zur Verfügung stellen, um sie einzuquartieren. Ein kleines Geschenk an Möbeln mag dann ebenfalls willkommen sein.«

»Gewiß«, erwiderte Mrs. John Dashwood. »Eins muß jedoch bedacht werden. Als dein Vater und deine Mutter nach Norland zogen, wurden zwar die Möbel von Stanhill verkauft, doch das ganze Porzellan, Silber und Linnen haben sie behalten, und es gehört jetzt deiner Mutter. Ihr Haus wird deshalb fast vollständig ausgestattet sein, sobald sie es übernimmt.«

»Das ist zweifellos eine wichtige Überlegung. In der Tat, ein wertvolles Erbe! Und doch wäre einiges von dem Silber eine sehr erfreuliche Ergänzung für unser eigenes Inventar hier gewesen.«

»Ja, und das Frühstücksporzellan-Service ist doppelt so schön wie das zu diesem Haus gehörige. Viel zu schön, meiner Meinung nach, für jeden Ort, an dem zu leben *sie* sich jemals leisten können. Aber so ist es nun einmal. Dein Vater dachte nur an *sie*. Und ich muß dir sagen, daß du ihm keine besondere Dankbarkeit oder Beachtung seiner Wünsche

schuldest, denn wir wissen sehr wohl, daß er fast alles in der Welt *ihnen* hinterlassen hätte, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre.«

Dieses Argument war übermächtig. Es gab ihm die Entschlußkraft, an der es ihm zuvor gemangelt hatte; und er entschied am Ende, daß es absolut unnötig, wenn nicht gar höchst unschicklich wäre, mehr für die Witwe und die Kinder seines Vaters zu tun als solche nachbarlichen Hilfeleistungen, wie seine Gattin sie genannt hatte.

KAPITEL 3

Mrs. Dashwood blieb mehrere Monate in Norland, doch tat sie das keineswegs, weil sie abgeneigt war, fortzuziehen, als der Anblick jedes wohlbekanntes Fleckchens mit der Zeit nicht mehr so heftige Gefühle hervorrief, wie dies eine Zeitlang der Fall war; denn als ihre Lebensgeister allmählich wieder erwachten und sie wieder zu anderen Gedanken als zur Steigerung ihres Kammers durch schmerzliche Erinnerungen in stande war, wünschte sie ungeduldig, fortzukommen, und war unermüdlich in ihren Erkundigungen nach einem geeigneten Wohnsitz in der Nachbarschaft von Norland. Denn weit von diesem geliebten Ort fortzuziehen, war ihr unmöglich. Doch sie konnte kein Haus in Erfahrung bringen, das ihren Vorstellungen von Bequemlichkeit und Ruhe sofort entsprechen und der Umsicht ihrer ältesten Tochter zugesagt hätte, deren solideres Urteil mehrere Häuser als zu groß für ihr Einkommen zurückwies, die ihre Mutter gutgeheißen hätte.

Mrs. Dashwood war von ihrem Gatten von dem feierlichen Versprechen seines Sohnes, sie zu unterstützen, unterrichtet worden, das seinen letzten Gedanken auf Erden Trost gab. Sie zweifelte so wenig an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung, als er es selbst getan hatte, und sie dachte um ihrer Töchter willen mit Genugthuung daran, wenngleich sie für sich selbst überzeugt war, daß sie mit viel weniger als siebentausend Pfund reichlich versorgt sein würde. Auch um ihres Stiefsohnes und seines guten Herzens willen freute sie sich; und sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn vorher so ungerrecht eingeschätzt hatte, da sie ihn jeglicher Großzügigkeit für unfähig hielt. Sein aufmerksames Verhalten ihr und seinen Schwestern gegenüber überzeugte sie, daß ihm ihr Wohl-

ergehen am Herzen lag, und lange Zeit vertraute sie fest auf die Großzügigkeit seiner Vorsätze.

Die Verachtung, die sie schon in einem sehr frühen Stadium ihrer Bekanntschaft für ihre Schwiegertochter empfunden hatte, steigerte sich noch beträchtlich, als sie deren Charakter während des halben Jahres ihres Aufenthaltes in der Familie noch besser kennenlernte. Und trotz aller Rücksicht auf Höflichkeit oder mütterliches Wohlwollen seitens Mrs. Dashwoods hätten es die beiden Damen vielleicht unmöglich gefunden, so lange miteinander zu leben, wäre nicht ein besonderer Umstand eingetreten, der nach Meinung von Mrs. Dashwood das weitere Verbleiben ihrer Töchter in Norland noch wünschenswerter machte.

Dieser Umstand war eine wachsende Zuneigung zwischen ihrer ältesten Tochter und dem Bruder Mrs. John Dashwoods, einem vornehmen und einnehmenden jungen Mann, dessen Bekanntschaft sie bald nach dem Einzug seiner Schwester in Norland gemacht hatten und der seitdem den größten Teil seiner Zeit dort verbracht hatte.

Einige Mütter hätten diese Vertrautheit vielleicht aus eigenem Nutzen unterstützt, denn Edward Ferrars war der älteste Sohn eines Mannes, der sehr reich gestorben war; andere wiederum hätten sie möglicherweise aus Gründen der Vernunft unterbunden, denn außer einer geringfügigen Summe hing sein gesamtes Vermögen vom Testament seiner Mutter ab. Doch Mrs. Dashwood war von beiden Überlegungen gleichermaßen unbeeinflusst. Es genügte ihr, daß er liebenswürdig zu sein schien, daß er ihre Tochter liebte und daß Elinor seine Zuneigung erwiderte. Es widersprach all ihren Grundsätzen, daß unterschiedliche Vermögensverhältnisse ein Paar trennen sollten, das sich durch die Ähnlichkeit der Neigungen zueinander hingezogen fühlte; und daß Elinors Vorzüge nicht von jedem, der sie kannte, gewürdigt werden könnten, war nach ihrem Verständnis unmöglich.

Edward Ferrars empfahl sich ihrer guten Meinung nicht durch einen besonderen Charme in seinem Äußeren oder Benehmen. Er sah nicht besonders gut aus, und seine Um-

gangsformen bedurften der Vertrautheit, um sie angenehm zu machen. Er war zu schüchtern, um seine Vorzüge geltend zu machen; doch wenn er seine natürliche Zurückhaltung überwand, ließ sein Verhalten alle Anzeichen eines offenen und liebevollen Herzens erkennen. Er hatte einen guten Verstand, den seine Bildung mit solidem Wissen versehen hatte. Doch war er weder seinen Fähigkeiten noch seinen Neigungen nach geeignet, den Wünschen seiner Mutter und seiner Schwester zu entsprechen, die ihn zu gern – sie wußten kaum, als was – mit Rang und Namen sehen wollten. Sie wünschten, daß er auf irgendeine Weise eine glänzende Rolle in der Welt spielen sollte. Seine Mutter wünschte ihn an Politik zu interessieren, ihn ins Parlament zu bringen oder ihn mit einigen der bedeutenden Männer der Gegenwart in Verbindung zu sehen. Mrs. John Dashwood wünschte dies ebenfalls; doch in der Zwischenzeit, bis eine dieser höheren Segnungen erreicht werden konnte, hätte es ihren Ehrgeiz besänftigt, ihn einen Landauer fahren zu sehen. Doch Edward hatte keinen Sinn für bedeutende Männer oder Landauer. All seine Wünsche waren auf häusliche Behaglichkeit und die Ruhe eines Privatlebens gerichtet. Glücklicherweise hatte er einen jüngeren Bruder, der vielversprechender war.

Edward hatte sich schon mehrere Wochen im Hause aufgehalten, bevor er die Aufmerksamkeit Mrs. Dashwoods stärker auf sich lenkte; denn sie war in dieser Zeit so von Kummer gebeugt, daß es sie achtlos gegenüber allem machte, was sie umgab. Sie sah nur, daß er ruhig und unaufdringlich war, und sie mochte ihn dafür. Er störte ihren unglücklichen Gemütszustand nicht durch eine ungelegene Unterhaltung. Doch durch eine Bemerkung, die Elinor eines Tages zufällig über den Unterschied zwischen ihm und seiner Schwester machte, wurde sie zum erstenmal angeregt, ihn weiter zu beobachten und zu prüfen. Das war ein Gegensatz, der ihn sehr eindringlich ihrer Mutter empfahl.

»Das genügt«, erklärte sie; »zu sagen, daß er ganz anders als Fanny ist, genügt. Das schließt alles ein, was liebenswürdig ist. Ich mag ihn schon jetzt.«

»Du wirst ihn bestimmt gern haben«, sagte Elinor, »wenn du ihn noch besser kennenlernst.«

»Ihn gern haben!« erwiderte die Mutter mit einem Lächeln. »Ich kenne kein Gefühl der Wertschätzung, das geringer ist als Liebe.«

»Du könntest ihn achten.«

»Ich habe noch nie Achtung und Liebe zu trennen gewußt.«

Mrs. Dashwood bemühte sich nun, mit ihm vertraut zu werden. Ihr Verhalten ihm gegenüber war gewinnend und nahm ihm seine Zurückhaltung. Sie erkannte sehr rasch alle seine Vorzüge; das Wissen um seine achtungsvolle Zuneigung zu Elinor unterstützte vielleicht ihre Einsicht; doch sie war sich seines Wertes wirklich sicher; und selbst seine stille Art, die all ihren festen Vorstellungen davon, wie die Huldigungen eines jungen Mannes aussehen sollten, widersprach, erschien ihr nun nicht mehr reizlos, als sie erkannte, daß er ein warmes Herz und ein liebevolles Wesen besaß.

Kaum hatte sie in seinem Verhalten Elinor gegenüber Anzeichen von Liebe wahrgenommen, als sie die ernste Zuneigung der beiden zueinander auch schon als sicher betrachtete und ihre Heirat rasch herbeikommen sah.

»In wenigen Monaten, meine liebe Marianne«, sagte sie, »wird Elinor aller Wahrscheinlichkeit nach verheiratet sein. Wir werden sie vermissen, aber *sie* wird glücklich sein.«

»O Mama! Wie sollen wir ohne sie auskommen?«

»Meine Liebe, es wird kaum eine Trennung sein. Wir werden nur ein paar Meilen voneinander entfernt leben und jeden Tag unseres Lebens zusammenkommen. Du wirst einen Bruder gewinnen – einen wahren, liebevollen Bruder. Ich habe die höchste Meinung der Welt von Edwards Herzen. Aber du siehst ernst aus, Marianne; bist du nicht einverstanden mit der Wahl deiner Schwester?«

»Vielleicht«, sagte Marianne, »überrascht es mich doch ein wenig. Edward ist ganz reizend, und ich liebe ihn von Herzen. Und doch ist er nicht, wie ein junger Mann sein sollte – da fehlt etwas, seine Erscheinung ist nicht eindrucksvoll, sie